

(Nachdruck verboten.)

## Arbeit.

111)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Gleich dem Ideal ist die Begierde grenzenlos, und wenn die Menschen so lange gegen einander gekämpft haben, um einander das Glück zu entreißen, so werden sie dann alle gemeinschaftlich kämpfen, um es immerfort zu vermehren, um es zu einem großen, von Genuß und Jubel überquellenden Festschmaus zu machen, an welchem die gesteigerten Leidenschaften von Milliarden von Menschen sich er sättigen können. Es wird dann nur noch Helden auf der Welt geben, und jedes Kind wird bei seiner Geburt die ganze Erde, den grenzenlosen Himmel, die segensreiche, lebenspendende Sonne als Patengeschenk empfangen.

Und mit weiter Gebärde seine glorreiche Stadt umfassend, wiederholte der glückliche Lucas immer wieder, daß nur die Liebe alle diese Wunder gewirkt hatte. Die Liebe hatte den Samen ausgestreut, der heute in uner schöpflichen Ernten von Güte und Brüderlichkeit aufging. Vom ersten Tage ab hatte er das Bedürfnis empfunden, die Stadt durch das Weib und für das Weib zu gründen, wenn es fruchtbar, begehrenswert und schön bleiben sollte. Dadurch, daß er das Weib errettet, daß er Josine auf den Platz einer schönen, geachteten und geliebten Frau gestellt hatte, war der erste Schritt zur Verbrüderung, zum socialen Frieden, zum freien und gerechten, auf Gemeinsamkeit beruhenden Leben aller gethan. Dann hatte die neue Methode der Erziehung und des Unterrichts, indem sie die Geschlechter miteinander vermischte und ihnen dieselbe Geistesbildung gab, sie zu vollkommenem gegenseitigen Verständnis und zu inniger Eintracht geführt, so daß sie fortan nur dem einen Ziele lebten, viel zu lieben, um viel geliebt zu werden. Glück schaffen war die weiseste, die vernunftgemäßeste Form, selbst glücklich zu sein. Und die Liebe blühte frisch und natürlich zwischen den jungen Paaren empor, die Wahl der Herzen, die Vereinigung der Liebenden war vollkommen frei, keinerlei Gesetz oder Zwang beherrschte die Ehe, die einzig und allein auf dem gegenseitigen Einverständnis beruhte. Der junge Mann und das Mädchen kannten einander von der Schule an, hatten in denselben Werkstätten gearbeitet, und wenn sie sich einander gaben, so war dies nur die Blüte einer langen Freundschaft. Sie gaben sich einander fürs Leben, die langen, treuen Ehen bildeten die große Uebersahl, die Gatten alterten miteinander, nachdem sie miteinander aufgewachsen waren, im köstlichen Austausch ihrer Wesen, im gleichen Lebensgenusse. Es war ihnen jedoch volle Freiheit gegeben, sich zu trennen, wenn sie sich nicht mehr vertrugen, und die Kinder blieben dem einen oder andern, je nach Vereinbarung, oder der Gemeinschaft, wenn sie sich nicht einigen konnten. Der erbitterte Zweikampf zwischen Mann und Weib, alle die Fragen, die so lange Zeit die beiden Geschlechter als wütende, unversöhnliche Feinde einander gegenüber gestellt hatten, waren auf die einfachste Weise beseitigt, durch die vollkommene Befreiung der Frau in allen Dingen, durch ihre Stellung als ebenbürtige Gefährtin des Mannes, als gleich berechnete und gleich unentbehrliche Hälfte eines Ganzen. Sie konnte ehelos bleiben, wenn sie wollte, konnte wie ein Mann leben, in allen Stücken und in jedem Betracht die Rolle eines Mannes ausfüllen. Aber warum hätte sich eine selbst verstümmeln, die Begierde verleugnen, sich abseits vom Leben stellen sollen? Es giebt nur ein vernunftgemäßes Thun, nur eine Schönheit, und das ist, das Leben ganz zu leben, so vollständig als es möglich ist. Gar bald hatte sich daher auch der natürliche Zustand von selbst entwickelt, auch hier war Friede eingetreten zwischen den ver söhnten Geschlechtern, die beide ihr Glück im gemeinsamen Glück der Ehe fanden, die endlich die Freuden einer Verbindung genossen, an welcher niedrige Berechnung und Konvenienz keinen Teil hatten. Wenn zwei Liebende in blühender Jugend sich in einer lauen Nacht den Verlobungskuß gaben, so waren sie vollkommen gewiß, daß nur die Liebe sie vereinigte. Keins von ihnen konnte sich dem andern um Geld verkaufen, und ihre Familien hatten sicherlich nicht über ihre Verklüppelung verhandelt wie über einen Viehkauf.

So entfaltete sich die Liebe in voller Freiheit, die gesunde, geläuterte Begierde wurde zum köstlichen Duft, zur Flamme, zum Feuerherd des Daseins. Und die Liebe verbreitete sich, erweiterte sich, wurde allgemein und allgegenwärtig, entstand in dem jungen Paare, ging auf die Mutter, den Vater, die Kinder, die Verwandten, die Nachbarn, die Mitbürger, auf alle Menschen der Menschheit über, in immer mehr sich verbreiternden Wellen, in einem unendlichen Meer, das die ganze Welt überflutete. Die Liebe war gleich der reinen Luft, daran jede Brust sich erquickte, ein einziger Hauch brüderlicher Liebe wehte über alle Wesen hin, sie alle hatte die so lange ersehnte Einigkeit, die göttliche Harmonie verwirklicht. Endlich im Gleichgewicht schwebend gleich den Gestirnen, bewegt durch die Gesetze der Gerechtigkeit, der Gemeinsamkeit und der Liebe, glitt die Menschheit, fortan unzerstörbar glücklich, durch die endlose Ewigkeit hin. Dies war die immer wieder erneute, die unermessliche Ernte der Liebe und Güte, die Lucas jeden Morgen überall aussprießen sah, aus allen Furchen, die er so reich besät hatte, aus seiner ganzen Stadt, wo er in den Schulen, in den Werkstätten, in jedem Hause, und in jedes Herz den guten Samen seit so vielen Jahren mit vollen Händen ausgestreut hatte.

„Seht nur, seht nur!“ rief er manchmal heiter lächelnd, wenn Josine, Soeurette und Suzanne am Morgen seinen am offenen Fenster stehenden Sessel umgaben, „seht nur, die Bäume haben sich wieder mit Blüten bedeckt, und wieder scheinen Küsse von Dach zu Dach zu fliegen wie die Singvögel. Seht, dort rechts und dort links flattert die Liebe in der aufgehenden Sonne.“

Die Frauen stimmten liebevoll in seinen scherzenden Ton ein.

„Freilich,“ sagte Josine. „Da über diesem Hause mit den blauen, weißbesternten Dachziegeln schwebt ein starkes Flimmern der Sonnenstrahlen, welches die im Innern herrschende große Fröhlichkeit verrät. Da muß ein Liebespaar seine Hochzeitsnacht gefeiert haben.“

„Und seht dort drüben,“ sagte Soeurette, „wie in dem Hause, dessen Fassade aus mit Rosen bemalten Zäunchen gebildet ist, die Fenster leuchten, als wären es aufgehende Gestirne. Da drinnen ist sicherlich ein Kind geboren worden.“

„Und überall, über allen Häusern, über der ganzen Stadt,“ sagte Suzanne, „strömen die Sonnenstrahlen hernieder und schießen wieder empor wie goldene Halme auf einem großen Liebesfelde von überreicher Fruchtbarkeit. Ist es nicht der allgemeine Friede, die allgemeine Eintracht, die hier jeden Tag wächst und geerntet wird?“

Lucas hörte ihnen beglückt zu. Welch herrlichen Lohn, welch köstliches Geschenk hatte ihm die Liebe gegeben, indem sie ihn im hohen Alter mit diesen drei Frauen umgab, deren Gegenwart seine letzten Tage mit Duft und hellem Glanz verschönte! Nirgends war die Saat der Liebe so herrlich aufgegangen wie in seinem Hause, neben ihm, um ihn erwuchs ihre reichste, wundervollste Ernte. Drei Frauen liebten ihn, umgaben ihn mit zärtlicher Sorgfalt, mit einem Kultus der Hingebung und Vergötterung. Sie waren unendlich gut, unendlich liebevoll, aus ihren stets heiteren Augen strahlte ihm milde Lebensfreude entgegen, ihre weichen, sanften Hände pflegten ihn und stützten ihn bis an die Schwelle des Grabes. Sie waren schon sehr alt, ganz weißhaarig, ganz zart und vergeistigt, reinen, hellen, hohen Flammen vergleichbar, die in ewig junger Leidenschaft für den großen Greis brannten. Er lebte noch immer und sie lebten für ihn, blieben gesund und kräftig trotz ihrer Jahre, bildeten seine Glieder, seine Organe, die sein Wille, sein Geist in Thätigkeit setze, gingen hin und her, während er in seinem Sessel blieb, waren ihm unablässig zur Seite als Wärterinnen und Wirk sasterinnen, als Gefährtinnen, die sein langes Leben verlängerten und erweiterten, über die menschlichen Grenzen hinaus.

Josine, achtundsiebzig Jahre alt, blieb die Geliebte, die Eva, die einst von der Sünde und dem Leiden errettet worden. Sehr zart, wie eine verblühte, getrocknete Blume, die noch ihren Duft behalten hat, besaß sie noch immer ihre schlankte Geschmeidigkeit und Anmut. Unter den Sonnenstrahlen schimmerte auf ihren weißen Haaren der Goldglanz der Jugend wieder auf. Und

**Geliebt.**

Von Robert Hiller.

(Schluß.)

Lucas liebte sie noch immer wie an dem fernen Tage, wo er ihr hilfreiche Hand geboten, wo er in ihr das leidende Volk, das gequälte Weib heiß bemitleidet hatte, wo er sie als die Besammernswerteste, die Gepeinigteste erwählt hatte, um mit ihr, wenn er sie retten konnte, alle Enterbten der Welt zu retten, die in Schmach und Entbehrung ihr Leben vertrauten. Noch heute küßte er verehrungsvoll ihre verstümmelte Hand, die Verletzung, die ihr die ungerechte Arbeit zugefügt hatte, das Wundmal, das ihr von der Folter der Lohnsklaverei geblieben war, von welcher er, dank seiner Liebe und seinem Mitleid für sie, die Arbeiter hatte befreien können. Um seine Mission der Erlösung und Errettung ganz zu erfüllen, konnte er nicht unfruchtbar bleiben; er fühlte, daß er einer Frau bedurfte, um stark und vollständig zu sein, um seinen Brüdern eine bessere Zukunft erkämpfen zu können. Nur aus dem Liebespaare, aus der Fruchtbarkeit des Weibes konnte das neue Volk entspringen. Mit den Kindern, die sie ihm gebar, hatte sein Werk sich fortgepflanzt, sich verewigt. Und auch sie liebte ihn, wie sie ihn am ersten Tage geliebt hatte, mit demütiger Anbetung, mit überströmender Dankbarkeit, mit leidenschaftlicher Begierde, deren unauslöschliche Flamme das Alter nicht geschwächt hatte.

Soeurette, gleich Lucas fünfundachtzig Jahre alt, war die thätigste der drei Frauen und von früh bis Abend auf den Weinen. Seit langem schien sie nicht mehr zu altern, sie war fast noch kleiner und zarter geworden, aber vom Alter eigenartig verschönt. Einst so schwächlich, unhübsch und reizlos, war sie nun eine allerliebste kleine Alte, eine weiße Maus, mit funkelnden Augen. Als sie damals vor vielen Jahren die entsetzliche Herzenskrise durchgemacht hatte, als sie den durchbohrenden Schmerz erfahren mußte, daß sie liebte, ohne wiedergeliebt zu werden, da hatte ihr ihr Bruder wohl vorausgesagt, daß sie verzichten, daß sie dem Glücke der andern das Opfer ihres Herzens bringen würde. Und sie hatte von Tag zu Tag mehr verzichtet, und die Entsagung war ihr zur Quelle einer reinen Freude, einer göttlichen Heiterkeit geworden. Sie liebte Lucas nach wie vor, sie liebte ihn in jedem seiner Kinder und Enkel, bei deren Pflge und Erziehung sie Josine helfend zur Seite stand. Sie liebte ihn unveränderlich und mit einer immer tieferen, von allem Egoismus freien Leidenschaft, mit einer keuschen, schweigerlichen, mütterlichen Liebe. Die zarte Sorgfalt, die unvergleichliche Pflge, die sie ihrem Bruder hatte zu teil werden lassen, die widmete sie jetzt dem Freunde; sie wachte unablässig über ihm, um jede Stunde seines Lebens genüßreich zu machen, und fand ihr höchstes Glück in dieser schrankenlosen Hingabe eines ganzen langen Lebens, in dieser anbetenden Freundschaft, die so süß war wie die Liebe.

Suzanne, achtundachtzig Jahre alt, war die Älteste, die Ernste, die Ehrwürdige. Ihre zarte Gestalt war ungebeugt, auf ihrem feinen Gesichte lag noch immer die Schönheit, die auch in der Jugend sein einziger Reiz gewesen war, die Schönheit der Herzengüte und der nachsichtsvollen Klugheit, und in ihren Augen lebte noch die alte Hüfsbereitschaft, das Mitgefühl mit den Leiden und Freuden anderer. Aber ihre Füße waren schwach geworden, und sie verbrachte nun den größten Teil des Tages neben Lucas sitzend, um ihm Gesellschaft zu leisten, während Josine und Soeurette geräuschlos schafften und hin und her gingen. Auch sie hatte ihn unendlich geliebt inden traurigen Tagen ihrer Ehe, hatte in ihrem Herzen, ihr selbst unbewußt, die Leidenschaft für ihn bewahrt als Trost und Stütze in ihrem Unglück. Ohne es zu wissen, hatte sie mit allen Fasern ihres Wesens zu ihm hingestrebte, hatte um seine Gestalt ihren Traum von einem edlen Manne und Helden gewoben, dem sie hätte mögen als helfende Gesährtin, als liebende Gattin zur Seite stehen. Und an dem Tage, da ihr die Sprache ihres Herzens verständlich geworden war, hatte sie ihren Helden in den Armen einer andern Geliebten gefunden, und nur als Freundin konnte sie fortan einen Platz neben ihm, an seinem Herde finden. Diesen Platz der Freundin nahm sie nun seit vielen, vielen Jahren ein, wirkte mit ihm und für ihn mit unendlicher Sanftmut, in vollkommener Heiterkeit der Seele, hatte endlich den Frieden gefunden in der innigen Geistes- und Gefühlsgemeinschaft, die sie mit dem Manne verband, der ihr Bruder geworden war. Und zweifellos war diese Freundschaft für sie so wie für Soeurette nur so köstlich dank dem Feuerherd der Liebe, dem sie entflammte und dessen ewige Glut sie bewahrte.

(Fortsetzung folgt.)

Nun bin ich zu Hause! Gott sei Dank! Auch mit meiner Wirtin sprach ich bereits wegen des Frühstückes; sie ging sofort darauf ein. Als ich die Thüre zu meinem Zimmer hinter mich schloß, geberdete ich mich wie ein Kind, ich lagte vor mich hin, ich klatschte in die Hände und wäre, hätten es meine Kräfte erlaubt, im Zimmer umhergesprungen. Und Eure Namen nannte ich, Ihr Lieben, jeden einzeln und freute mich mit Thränen in den Augen bei jedem einzelnen, wie viel Schmerz Euch nun erspart bleibt. Aber auf dem Heimweg ging es mir nicht gut. Mit schleppenden Schritten, alle drei Minuten stehen bleibend, brachte ich mich nur mühsam vorwärts. Am Lützowplatz erfaßte mich ein Schwindel und ich brach zusammen. Ich konnte mich trotz aller Anstrengung nicht erheben und mußte, obwohl ich mich vor den Leuten schämte, über meine Situation lächeln. Ein Herr und eine Dame gingen zuerst vorüber. „Er ist betrunken“, meinte er und sie gingen weiter. Dieses Wort, das mich in einem andern Falle als Beleidigung getroffen hätte, that mir wohl. Sie sehen es doch nicht, daß ich hungere, sie halten mich im Besitze solcher Mittel, daß ich mich betrinken kann. Und dieses unmotivirte, kindisch-freudige Gefühl hielt noch lange bei mir an. Hoffentlich halten mich die andern auch für betrunken, dachte ich. Ich bemühte mich nicht mehr aufzustehen, es war ja doch vergeblich. Unterdessen kamen immer mehr Leute heran. Aber wie dies bei Unglücksfällen fast immer der Fall ist, standen sie herum und keiner that etwas. Endlich trat ein älterer Mann an mich heran. „Was fehlt Ihnen?“ fragte er und hob mich auf. „Ein plötzliches Unwohlsein, nichts weiter“, sagte ich schon stehend, von ihm gelüßt. „Soll ich Sie zu einer Drostei führen?“ „O nein, danke sehr“, sagte ich sehr rasch, „wenn Sie aber die Güte haben wollen, mich zur nächsten Bank zu führen...“ „O sehr gern!“ Die Menschen umstanden mich noch eine Weile und zerstreuten sich dann. Ein Arbeiter bot mir einen Trunk aus seiner Schnapsflasche an. Bierig betrachtete ich die gelbe Flüssigkeit, sah aber vorerst den Mann an, ob er meinen Zustand ahnte. Es schien mir nicht, und ich that einen großen Schluck, der mich wie glühendes Feuer vom Gaumen bis in den Magen hinunter braunte. Aber er that mir doch gute Dienste und ich kam, wenn auch langsam und jetzt wirklich ein wenig betrunken, glücklich nach Hause. Die vier Treppen gaben mir viel zu schaffen. Je mehr ich mich meiner Wohnung näherte, desto mehr Bedenken hatte ich wegen meines Planes. Es wird doch nicht gehen, sagte ich mir, sie werden merken, daß es mir schon so schlecht geht, daß ich hungere, und bei ihrer Armut sorgen, sie kämen um das vorausgabte Geld. Und eine Absage, auf die ich nichts hätte erwidern können, die eine Bestätigung ihrer Vermutung gewesen, wäre mir fürchterlich. Und dann: das bißchen Milch, wird mich das herausreißen? Und ich fing an, mir alles das, was mir früher so verheißungsvoll und wichtig erschienen, auszusprechen und als belanglos hinzustellen. Ich stand voller Unentslossenheit vor der Korridorthüre. Da ich kein Geräusch hörte, nahm ich an, meine Wirtskente schliefen bereits und öffnete. Aber sie schliefen noch nicht und grüßten mich durch die offenstehende Thüre der Küche, in der sie saßen, sehr freundlich. Das that mir ungemein wohl und gab mir Mut. Ich setzte mich in meinem Zimmer vorerst ein wenig, um mich von der Anstrengung zu erholen, nahm dann ein Glas und ging mit abschließend festen Schritten, so gut es eben ging, heraus, mir frisches Wasser zu holen. Ich war sehr aufgeregt. Ich fühlte, daß für mich riesig viel auf dem Spiele stand. Die Frau sagte etwas von der Hitze. „Ja, man wird ganz matt und krank davon“, sagte ich mühsam und völlig kluglos. Ich ließ fortwährend Wasser aus dem Hahn, nur um noch nicht herausgehen zu müssen, aber ich schob es auch fortwährend hinaus, von meinem Anliegen zu sprechen, von dem so viel abhing. Ich war schon aus der Thüre hinaus im Korridor, als ich mit plötzlichem Entschlusse umkehrte und, als sie es mir eben ein, sagte: „Ich werde jetzt erst immer spät zu Mittag essen, besorgen Sie mir bitte wieder Milch zum Frühstück, wie früher und auch...“ Ich mußte abbrechen, die Erregung und eine fürchterliche Trockenheit im Halse schnürte mir die Kehle zu. Und auch zwei Schrippen dazu, nicht wahr?“ fragte die Frau. „Ja, ja!“ sagte ich, wünschte gute Nacht und ging in mein Zimmer. Und hier stellte ich mich vor den Spiegel und fing vor Freude über das Gelingen meines Planes an, unnatürlich zu lachen, daß mich der Magen schmerzte. Dann schalt ich über meine Freigiebigkeit, die mich bald hätte diesen glücklichen Einsall aufgeben lassen. Ist es denn nicht so gering, was ich verlange und erhalten es die Leute nicht wieder? Und mich rettet es. „Ja, ja“, sagte ich zu mir selbst, „nur nicht den Mut, die Energie sinken lassen, das ist im Leben das Wichtigste, das sehe ich jetzt wieder.“ Ich wollte noch etwas arbeiten, aber es ging nicht. Ich mußte beständig an die Milch und die Brote denken und dabei jeden Augenblick nach der Uhr sehen. Noch acht Stunden; um sieben Uhr kann ich schon morgens herausgehen, das wird nicht auffallen, gewöhnlich wird es ja freilich später, daß ich aufstehe. Ob sie die Milch dann schon abgeloßt haben, ob ich sie wohl werde gleich trinken können? Und wenn sie auch heiß ist, dann tauche ich mir die Schrippen hinein und esse sie auf diese Art; das wird am zuträglichsten sein, und langsam vor allem, sehr langsam, das nehme ich mir fest vor. Ich habe immer gehört, daß man mit

einem ausgehungerten Magen sehr vorsichtig zu Werke gehen muß. Wieder eine halbe Stunde vorüber: 1/212 Uhr. Noch 7/2 Stunden, und dann esse ich vielleicht schon, aber jetzt gehe ich lieber zu Bett; hoffentlich schlafe ich etwas und es vergeht mir schneller die Zeit bis zu dem Genuß, der mich morgen erwartet. —

Es ist 5 Uhr morgens. Ich bin total erschöpft. Es war mir nicht möglich, auch nur eine halbe Stunde zu schlafen. Ich wälzte mich, in Schweiß gebadet, auf meinem Lager hin und her und zählte mit dem Pendel der Uhr die Sekundenschläge. Die wirrsten Bilder durchzogen mein waches Gehirn. Ich sah unter andrem eine ganze Reihe von hohen Gläsern bis zum Rand gefüllt mit Milch auf meinem Tische stehen und neben jedem ein weißes knuspriges Brot und obwohl ich bei hellem Bewußtsein dalag, war diese Täuschung so lebhaft, daß ich zitternd vor Begier aufstand und mich dem Tische näherte. Ich muß dann einige Minuten in einem Halbschlummer gelegen haben, denn es träumte mir, ich badete in Milch; dann hörte ich plötzlich Klingeln. Ich sprang mit dem lauten Ruf: „Das Milchmädchen klingelt, öffnen Sie doch!“ zur Thüre. Es war die Uhr, die eine volle Stunde geschlagen hatte. Nun blieb ich auf. Ich hatte brennenden Durst; das Wasser aus der Karaffe schmeckte warm und abgestanden. Dann stellte ich mich ans Fenster; der Morgen begann zu grauen. Als ich herunter sah, erfaßte mich ein Schwindel und ich trat schnell zurück. Ich konnte leicht herunterfallen, dachte ich, und der Gedanke zu sterben war mir schrecklich, jetzt, wo ich die Aussicht hatte, in einigen Stunden etwas zu essen, ein neues Leben zu beginnen.

Draußen fuhr ein Wagen. Das wird ein Milchwagen sein, sagte ich und bedauerte, ihn nicht vom Hofe aus sehen zu können; als wenn ein Milchwagen etwas ganz Besonderes wäre.

Ich habe kein eigentliches Hungergefühl, aber die Erwartung, in zwei Stunden etwas gemessen zu können, erfüllt mich ganz und gar. Ich kann mich nicht erinnern, in meinem Leben vor etwas mit solcher Aufregung gestanden zu haben. Aber jetzt packt mich die Ungewißheit, ob das Milchmädchen und der Bäckerjunge auch kommen, ob ihnen vielleicht gerade heute nicht etwas zustoßt, oder ob sie nicht vergessen. Es ist bald 6 Uhr. Leute gehen schon über den Hof, die Hausthür ist sicher schon geöffnet, und wenn ich nicht irre, tragen die Kinder schon um 1/26 Uhr die Waren aus. Hier waren sie noch nicht, das hätte ich hören müssen. Sie klopfen oder klingeln ja auch, und selbst das Gehen über die Treppe höre ich bis in mein Zimmer. Aber horch! Jetzt geht jemand über den Hof, das ist ein Kindertritt; ich springe auf und lege das Ohr an meine Thür. Ich höre deutlich ungefähr in der zweiten Etage die Schritte, immer höher, jetzt sind sie in der dritten, es bleibt einige Augenblicke still, aber schon geht es höher hinauf, immer näher, mein Herz pocht in raschen mächtigen Schlägen, doch jetzt höre ich nichts mehr. Oh! Nebenan wird geklopft, der Angstschweiß steht mir auf der Stirn, die Kniee schlottern, meinen ganzen Körper durchzuden schnelle ruckweise Stöße, wie beim krampfhaften Schluchzen. Jetzt wird beim Nachbar geöffnet, einige Worte werden gewechselt und die Schritte verlieren sich die Treppe hinunter. Dasselbe Mädchen, das dem Nachbar die Milch bringt, hat sie auch uns immer gebracht, das weiß ich genau. Man hat sie also nicht bestellt! Ich bin wie erstarrt, gehe schleppenden Schrittes mitten ins Zimmer und schreie fast auf, als ich mein entstelltes Gesicht mit den stieren Augen im Spiegel sehe. Ich sinke langsam aufs Bett. Es ist mir sehr übel. Wenn ich nur weinen könnte — das würde mir wohl thun, das fähle ich. —

Es ist 1/27 Uhr. In einer Art von Krampf oder Lähmung lag ich über eine Stunde. Aber eine neue Hoffnung belebt mich und läßt mich das Widersinnige meiner früheren Aufregung empfinden. Als ich gestern zu meinen Wirtskenten von meinem Wunsche sprach, war es so spät, daß sie wohl nicht mehr heruntergegangen sein werden, die Milch zu bestellen, sie werden sie mir wahrscheinlich heute früh besorgen, ebenso wie die Brote. Denn da auch der Bäckerjunge nicht gekommen ist, so haben sie sicher die Absicht, mir beides selbst zu holen. Sie waren ja gestern so freundlich und ohne jeden Argwohn. Sollten sie sich so rasch geändert haben? Nun, ich werde ja sehen, sie sind schon auf. —

Ich habe mich nicht geirrt. Als ich heraustrat, wieder um mir frisches Wasser zu holen, da sagte die Frau: „Sie müssen heute sehr schlecht geschlafen haben, Sie stöhnten so sehr in der Nacht und schrien auch zweimal laut auf.“ „Die Hitze, die Hitze,“ sagte ich und sah um mich. Diese Bewegung muß sie wohl richtig gedeutet haben, denn sie fragte, indem sie sich auch schon zum Weggehen zurecht machte: „Sie wollen wohl schon die Milch, nicht wahr? Und auch zwei Schrippen, wie immer?“

„Ja, wie immer,“ sagte ich. „Ich gehe schon.“ Und sie ging. Aber schon bereute ich, ihr nicht gesagt zu haben, sie möchte lieber gleich einen ganzen Liter bringen. Nun ist es zu spät und es wäre auch aufgefallen. Aber einen ganzen Liter, doppelt so viel, ich will lieber nicht dran denken.

Sie kommt lange nicht. Die Erregung von früher bemächtigt sich meiner wieder. Also jetzt ist die Zeit da: in 10 Minuten, vielleicht schon in fünf! Aber die Milch muß gekocht werden. Ich muß mich beherrschen, roh trinke ich sie auf keinen Fall, das könnte schlechte Folgen für mich haben, da warte ich lieber noch einige Minuten, so schwer es mir auch fällt, und nur nicht überhasten beim Essen. Ich zitiere am ganzen Körper. Die Frau ist zurück, sie kommt direkt auf meine Thüre zu und steckt den Kopf ins Zimmer herein.

„Soll ich sie abkochen? ich habe Feuer.“ „Ja“, hauche ich fast nur. Ich höre, wie sie draußen Töpfe zurechtstiehlt und auf dem

Herd herumhantiert. Ob sie wohl gut gemessen haben, ob es etwas mehr ist, wie ein halber Liter? Und es ergreift mich eine Angst, ob die Wirtin am Ende die Milch nicht überlaufen läßt, und daß etwas davon verloren geht. Jetzt muß sie bald kochen, es sind schon einige Minuten vergangen. Ich höre die Frau in der Küche herumgehen, sie giebt also nicht Acht, vielleicht steigt die Milch gerade in die Höhe, ich glaube auch schon etwas Verbranntes zu riechen. Aber jetzt wird wieder am Herd etwas gerührt, jetzt kommt sie. Schnell in ein Buch gehen, daß sie meine Aufregung nicht merkt. —

Es ist ungefähr sieben Uhr abends. Ich sitze wieder auf meiner Bank, gequält von dem fürchterlichsten Hunger. O wäre schon der Morgen da! Die ganzen letzten Tage hatte ich nicht so sehr das Bedürfnis, zu essen, wie heute. Das ist die Folge davon, daß ich heute morgen etwas zu mir nahm. Und jetzt denke ich mir mehr daran, meinen Hunger zu stillen. Aber wie! Ich habe mir vorgenommen, auf jeden Fall meiner Wirtin zu sagen, daß sie mir einen ganzen Liter Milch besorgt. Vielleicht wird es mir dann möglich, auszuhalten und zu arbeiten. Heute konnte ich es nicht. Vielleicht ist es auch nur heute so und geht morgen schon besser. Vormittags erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, in dem sie mir von ihrem einsamen Leben erzählt und sich über schlechte Behandlung von seiten Verwandter beklagt. Ihre ganze Hoffnung, die ihr das Leben noch erträglich mache, sei der Gedanke, in nicht zu langer Zeit mit mir vereint leben zu können. O Du Gute, wenn Du wüßtest, wie weit ich gerade jetzt davon entfernt bin, an die Erfüllung dieses meines Herzenswunsches auch nur denken zu können, wenn Du wüßtest, in welcher elendem Zustande ich dasige! Ach Mußt vom Zoologischen Garten herüber! Was ist das, was sie da spielen? Gott, wie oft lang ich es —, gerade damals, als ich von zu Hause wegging, war es mein Lieblingslied: Valentins Gebet aus dem Comodischen Faust. Das paßt zu meiner Stimmung.

Bin ich denn ein Kind, daß ich so bitterlich weinen muß? Nein! — Nur schwach. —

Diese mit Bleistift auf zerstücktem Papierbogen geschriebenen, schwer leserlichen Aufzeichnungen fand ich unter den Papieren und Briefen, die sich bei einem Bekannten, der bestimmungslos aus dem Tiergarten nach einer Unfallstation und von da in ein Krankenhaus gebracht wurde, vorfanden. Die Karte, die keinen weiteren Anhaltspunkt zur Feststellung seiner Person bei ihm fanden, als meine Adresse, schickten nach mir. Doch erkannte er weder mich noch sonst jemand aus seiner Umgebung. In den lauten Fieberphantasien des Typhus schrie er unter unverständlichen andern Worten angstvoll meist die Namen seiner Angehörigen, an denen er mit großer Liebe hing, und starb nach drei Tagen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Seine Kräfte waren infolge des Hungerns total aufgezehrt und widerstandslos. Ich habe den obigen Notizen nichts hinzuzufügen, sie sprechen für sich allein. —

## Kleines Aeuilleton.

th. Der Babzbazar. Das schönste Schaufenster in der Straße hat unstreitig der Babzbazar. Es stehen ja keine Kunstschätze darin und eigentlich auch keine Kostbarkeiten, aber etwas Fröhliches liegt darüber, so eine herzige Fröhlichkeit, wie das Lächeln eines kleinen Kindes.

„Reizend“, sagen die Damen, die vorübergehen. Ob sie alt oder jung sind, Frau oder Mädchen, sie haben alle den gleichen Ausruf: „Wirklich reizend!“

Selbst die Männer lächeln stillbergnügt vor sich hin, wenn ihr Blick die lustigen Herrlichkeiten streift: Gemdchen und Höschen, Händchen und Schuhchen, Seide, Mull, Bänder und Spitzen und darüber das herzige Kinderlachen. Wirklich reizend!

Die Babzys haben es eigentlich gut. Alle Welt sorgt für sie. Die Näherinnen nähern und sticken, die Wagenbauer bauen Wägen und Wagen, selbst die gelehrten Professoren setzen sich hin und forschen für sie. Ihre großen biden Professorenköpfe zerbrechen sie sich, um für das Baby gute Sachen auszuwählen: Milchkocher und hygienische Flaschen, bequeme Stühchen und gesunde Betten und tausend andre Dinge mehr.

Das Baby soll es gut haben, wenn es kommt, es muß es auch gut haben. Wenn das Baby nicht alles vom Besten hat, schwindet es dahin, ein krankes Kind wird aus ihm und aus dem kranken Kinde ein kranker Mann. Wo der Mann aber stoch und elend ist, da stoch das Volk auch. Das darf nicht sein. Und so sitzen denn die gelehrten Professoren und denken und sorgen für das Baby, und alle Welt sorgt für das Baby, und alle Welt müßt sich, ihm alles, was es braucht, so gut und schön wie möglich zu schaffen. Aber solch' ein kleines Baby braucht auch vielerlei. Wieviel, das sieht man erst im Babzbazar. Was solch' ein richtiges, rechtes Babyzimmer alles enthalten muß, ojeß, das kostet Geld! Aber hübsch ist es!

Was sind die Bettchen niedlich! Zierliche Korbbetten hängen in eleganten Gestellen. Durch das vergoldete Geflecht schimmert rosa und blauer Atlas, in reichen Falten gleitet der seidene Bettstimm über das Ganze: ein süßes, molliges Nest, wie geschaffen für so ein kleines, nettes, rosiges Baby.

Und die Betten? Die reichsten Damen. Und die Bezüge? Ueberall Spitzen und Bänder und Schleifen. Obenauf liegt eine weiche Decke: weißer Planell mit zierlichen Stidereien, Bergthmei-

nicht und Rosenbüschlein ranken um den Rand und in der Mitte steht mit großer Buchstaben: „Schlaf wohl Baby“.

Ja das kann schlafen.

Und was es daneben noch alles giebt. Wickeltische, und Kinderkomoden und Schmelchen für die Wadentanne: jeder Gegenstand hübsch weiß lackiert mit blauen Streifen, und auf dem Wackelisch blüht und blüht es von Schüsseln und Kannen. Da giebt es Täschen „fürs Baby“ und Rapschen für die Schwämme, eine Schüssel für die Flaschen und eine für die Gummipropfen, und alles ist elegant und kostbar und bunt bemalt mit Händchen und Vögelchen und zierlichen Blumen, mit lauter Dingen, die das Baby freuen. Die Wiegeschale darf natürlich auch nicht fehlen und der Soxlet-Apparat erst recht nicht.

Wenn das Baby erst größer wird und selber auf dem Fußboden herumtrabbeln kann, kommt es auf den Spielteppich. Der ist weich und warm und lauter bunte Bilder sind eingestickt: Pferde und Reiter und Bäume und Häuser, und damit das Kind nicht fallen kann, wenn es die ersten Gehversuche macht, steht eine Barriere rings umher. Sie ist aus Holz geschnitten und blank poliert und Kleinkindern kann sich prächtvoll daran halten.

Und Kinderwagen giebt es und hübsche Sportwagen und mitten unter all der Herrlichkeit lebt Baby selbst, eingehüllt in Mull und Spitzen. Auf jedem Näddchen, auf jedem Hemdchen sitzen blaue oder rote Schleifen und die Spitzen am Wickeltisch sind echte Valenciennes. Das ist jetzt das allermodernste und das allerpraktischste für die Wäsche: es hält jahrelang. Die wirklich echten Valenciennes kann an noch auf seine Urrentel-Babys vererben. Sie halten ebenso lange wie die Silberklapper, die das Kind als erstes Spielzeug bekommt, ebenso lange wie die echten Straußenfedern, die Babys erstes Hütdchen schmücken.

Ja, es ist wirklich viel, was so ein kleines Baby braucht.

Aber man muß es ihm schaffen, sonst gedeiht es nicht.

Jede „gute Mutter“ schafft ihrem Baby, was es braucht.

Jede? —

Gestern ging ich durch die Prenzlauerstraße; am Wegesrand im Regen sah ein Weib mit einem Baby auf dem Schoß.

Aus dem „Obdach“, wo sie sonst gewohnt, hatte man sie hinausgestoßen, nun sah sie hier und wußte nicht wohin.

Und das Baby hielt sie auf dem Schoß.

Und es trug keine Mullnäddchen und keine echten Valenciennes und keine rosa Schleifen. Es trug elende Lumpen.

Ich glaube, dieses Baby hat kein seidengefüttertes Himmelbett, ich glaube, es hat keine Silberklapper und keine echten Straußenfedern. Ich glaube, es hat nicht einmal Milch zum Trinken.

Gar nichts hat es!

Am Wegesrand im Regen liegt es hungernd und frierend auf hner Mutter Schoß. Und sie weiß nicht wohin! —

**Musik.**

Operntheater. — Nun haben auch unsre beiden ständigen Operntheater ihre Spielzeit angetreten. Unsere beiden! Es ist notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß man Unrecht thut, von „dem Berliner Opernhaus“ zu sprechen, wie es besonders auswärts zu geschehen scheint. Neben der „Königlichen“ — oder offiziell zu reden: „Königliche Schauspiel-, Opernhaus“ und „Neues Kön. Opern-Theater“ — haben wir, d. h. die Schwesterstädte Berlin-Charlottenburg, das „Theater des Westens“. Gar nicht zu sprechen von der zwei oder mehreren Operettenbühnen, den Sommeropern und den gelegentlichen Aufführungen von Konfervatorien. Aber wie ungleich stehen sich jene beiden Theater gegenüber! Vor allem erhält das königliche eine Jahressubvention von — irren wir nicht — 900 000 M., fast das Doppelte von dem, was die Wienerin erhält (600 000 Kronen), die ohnehin besser gestellt sein dürfte als die Schwestern in Dresden, München usw. Das „Theater des Westens“ ist unseres Wissens lediglich ein Privatunternehmen. Nicht genug damit! Der Königlich ist der Zulauf stärker, auch wenn sie von den bekanntesten Leistungen zehrt; der westlichen Kollegin blüht nur bei besonderen Anstrengungen eine ebenso reichliche Besuchergunst. Und, was man meist nicht recht beachtet: Die Königlich besitzt die Verfügung über eine Anzahl großer Opern, die somit der Konkurrenz so gut wie verschlossen sind. Das ergibt aber nicht etwa eine reinliche Scheidung zwischen Großer Oper und Spieloper und somit eine kunstfördernde Arbeitsteilung. Unseres Wissens ist keine der im Westen heimischen leichten Opern dort ausschließlicher Besitz; und thatsächlich ergeht sich die königliche sowohl unter den Linden wie „draußen im Walde“ bei „Stroll“ auch in richtigen Operetten. Wenn unter solchen Verhältnissen die Privatbühne der höchsten nicht mehr nachsteht, als es jetzt thatsächlich der Fall ist, so kann man getrost sagen: jene leistet relativ Besseres als diese.

Es war interessant, nach dem Vorübertrauschen der Sommeropern wieder einmal jeder der beiden ständigen Opernbühnen einen Stichprobenbesuch abzustatten. Auf neue Stücke war da nicht zu rechnen, im allgemeinen wegen der jetzigen Zeit des „Einfahrens“ der Saison mit Bewährtem, und im besonderen bei der Königlich auch deshalb nicht, weil kaum eine Bühne so sehr wie diese darauf verzichtet, irgendwie produktiv vorzugehen, obgleich gerade sie es leichter hätte als so viele andere. Noch dazu giebt es bei ihr naturgemäß nur selten Personalwechsel, während die Charlottenburgerin zu Beginn einer neuen Saison mit zahlreichen

Neubesetzungen zu kommen pflegt. Unter den mehreren Aufführungen, in denen dort die Neucastagierten allmählich vorgeführt werden, traf unsere Wahl auf eine Vorstellung des „Bettelstudenten“, der altbewährten Schöpfung Müllers, und unter den Alltagsritten, mit denen man unter den Linden weiterwandelt, trafen wir auf Thomas' „Mignon“. Gilt es, den Vergleich dieser Bühne mit allem übrigen Operischen in Berlin kurz zusammenzufassen, so läßt sich sagen: es wird dort im ganzen gut gesungen, gut Orchester gespielt, zum Teil gut Drama gespielt und Dialog gesprochen, noble Haltung zu häufigen Ungunsten des Dramatischen gewahrt, oft gut dirigiert, schlechte Regie und ein noch schlechterer Gesamteffekt gemacht. Das fehlt ja diesem Unglücksinstitut zu allermeist: eine künstlerische Gesamtleitung. In Wien ist der erste Kapellmeister (früher Richter, dann Jahn, jetzt Mahler) zugleich Direktor; in München schafft ein großer Kunstgeschäfftsmann (Poffart) Einheitsliches; in Berlin haben die Kapellmeister „nichts zu sagen“; Geheimrat Pierjon direktort, Zerkoff regiert, und die vielen Künstler oben und unten reizen, wie wir oft genug betont, den Wagen mit Müß' und Not aus dem Schmierensumpf heraus. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich aus dem hier und da vorkommenden Falschungen (Mignon wird's ja wissen) nicht einen individuellen Mangel, sondern einen Mangel der Gesamtleitung heransöhre. Aber nun mal gerade hingelagt: Der Regisseur dieser Mignon-Aufführung (gleich dem Dirigenten auf dem Zettel nicht genannt) möge sich doch endlich begraben lassen! Wo jene Handwerksmache der Hausantoren von der Pariser Opéra comique anfängt, wenigstens äußerlich ein Drama zu werden, dort läßt die Regie die Situation unverstanden oder macht einen Strich. Mignons ängstliche Demut am Ende des 1. Actes und Lothario's Brandstiftung im 2. kamen so gut wie gar nicht heraus. Und wenn das komödienthafte Eintreffen der Philinegesellschaft im italienischen Palast (3. Act) ganz gestrichen wäre, so würde das ein gerechtfertigtes künstlerisches Vergehen sein; dieses Eintreffen jedoch so sehr auf ein paar Spuren zusammenzustreichen, wie es hier geschah, geht noch über das Abreißen der „Hugenotten“, das wir neulich einer Sommeroper nicht verzeihen konnten.

Unter den Neulingen im „Theater des Westens“ beim „Bettelstudenten“ thien uns Lina Douinger als die muntere Tochter der Gräfin hervorragen. Den übrigen Reuen muß das Abwarten eines festeren Einlebens zugebilligt werden. Marie Reumann als die liebendere Tochter hatte gefänglich viel zu leisten; es ist möglich, daß der Anschein eines Mangels an Stimme und an Stimmführung bei ihr gegenüber der Schwierigkeit ihrer Aufgabe überhaupt und speciell diesmal täuscht. Der Tenor Siegfried Adler verriet in vielen Tönen eine Stimmgebung und in einigen auch eine Schulung. Der Nachfolger des vorzüglichen Regisseurs Felix Ebel ist Jacques Goldberg. Auch seine Leistung erschien etwas matt, ist aber wahrscheinlich ebenfalls im Verhältnis zu einer unreisen Einstudierung zu betrachten.

Jungen Musikern wäre die Aufgabe zu empfehlen, daß sie anhören, wie hier Kapellmeister Korolanyi das Orchester Nr. 10 und dort Kapellmeister Steinmann den 2. Entreeakt sich abspielen ließen, und daß sie dann sich daran üben, wie das eine und das andere wirklich auszugestalten sei. — sz.

**Notizen.**

— Oskar Lumenthals' Verskomödie „Foe Caprice“ wird am 5. Oktober gleichzeitig im Lessing-Theater und im Wiener Burg-Theater zum erstenmal in Scene gehen. —

— Das Belle-Alliance-Theater wird fortan keine Vorstellungen erst um 1/29 Uhr abends beginnen; für die Sonntags-Aufführungen wird der Achtuhr-Anfang beibehalten werden. —

— Frank Bedekind wird im Josefstädter Theater in Wien die Hauptrolle in seinem Drama „Der Marquis von Keith“ selbst spielen. Außerdem wird er dort im Theater zum lieben Augustin“ selbstverfaßte Lieder singen. —

— Hermann Heyermans' Seestück „Die Hoffnung“ erlang im Münchener Schauspielhaus einen vollen Erfolg. —

— Die Wiener Akademie der Wissenschaften erneuert die 1899 ausgeschriebene Preisaufgabe: „Beiträge zur Erweiterung unsrer Kenntnisse über die unsichtbare Strahlung“. Preis (Raumgartner-Stiftung): 2000 Kronen; letzter Einlieferungstermin: 31. Dezember 1903. —

— Eine große Thyso-Bräbe-Feier wird am 22. September auf der Sumbinjel Hven stattfinden. —

— Versuche mit drahtloser Telegraphie, die während vom dem Gipfel der Zugspitze nach Eibsee bei Garmisch gemacht wurden, ergaben ein gutes Resultat. —

— Heberbrett's Dichter. Vor einigen Tagen stand in einem Berliner Blatt folgendes Inserat:

Verarnter

Graf oder Baron, der ein wenig dichten kann, für Heberbrett's-Tournee gesucht. Fritz Unger, Schillingstr. 2. II.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. September.